

Hans Dieter Zimmermann:

### **Juden, Tschechen, Deutsche. Zu Max Brods frühen Romanen.**

Wenn Leser in den zwanziger oder dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts verwundert fragen: „Wer ist denn Franz Kafka?“, erhielten sie die Antwort: „Das ist ein Freund des berühmten Max Brod“. Wenn heute Leser fragen: „Wer ist Max Brod?“, dann heißt es: „Der Freund des berühmten Franz Kafka“. Max Brod ist hinter Kafka verschwunden. Ohne ihn gäbe es Kafka nicht als Schriftsteller, er hat ihm den Weg in die Weltliteratur geebnet, immer überzeugt von dessen überragender Größe. Sich selbst hat er damit geschadet: sein Werk, das sich neben dem von Franz Werfel und Stefan Zweig mühelos behaupten könnte – wer kann sich schon neben dem Franz Kafkas behaupten? –, wird nicht gelesen; als Autor ist er nahezu unbekannt, seine Bücher sind nicht nur aus den Buchhandlungen verschwunden, die meisten – und er schrieb viele – sucht man auch in den Bibliotheken vergeblich.

Aber auch als Freund Franz Kafkas erhielt er wenig Dank von denen, die ihre akademische Laufbahn mit Kafka- Arbeiten begründen; sie halten sich durchweg für klüger als Max Brod, auf den sie gerne herabblicken, ohne dessen Vorarbeit sie aber Kafkas Romane nicht untersuchen könnten. Ich frage mich manchmal, mit welchem der Kafka- Interpreten wäre Kafka wohl befreundet gewesen? Vielleicht nur mit Hans- Gerd Koch, dem anderen freundlich- bescheidenen Redaktor seiner Texte. Jedenfalls mit Max Brod war Franz Kafka befreundet. Und dessen Werke las er mit Interesse, mit Anteilnahme und manchmal auch mit Begeisterung.

Max Brod ist früh, mit 22 Jahren, also im Jahre 1906, bekannt geworden durch eine Novellen- Sammlung „Tod den Toten“ und dann 1908 durch einen Roman, von dem er sich später entschieden distanzierte: „Schloß Nornepygge“. In seiner Autobiographie „Streitbares Leben“ von 1968 schreibt er: „ein Roman, den ich heute in vielen Einzelheiten ablehne“. Dieser Roman machte ihn zu einem Expressionisten avant la lettre. In Kreisen der Berliner Boheme, Kurt Hiller an der Spitze, erregte er großes Aufsehen. Nicht ohne Grund, beschrieb Brod darin doch den Typus des verantwortungslosen Künstlers und Intellektuellen, in dem sich die Berliner Boheme erkannte; es ist ein Typus, der auch heute noch eine wichtige Rolle spielt: Originalität um jeden Preis, Verachtung des Bürgers, ästhetische Selbstinszenierung, innere Leere. Er dominiert meist den Kunstbetrieb, weil er nicht nur sich selbst, sondern auch die andern unterhält, die öfter etwas Neues erleben wollen, je ausgefallener, um so besser.

Brod nannte diesen Typus den Indifferenten und zählte sich damals selbst dazu: dem durch Schopenhauers Weltekel geprägten Indifferenten ist alles gleich- gültig und gleich viel wert, was ihm eine ruhige Gelassenheit allem gegenüber erlaubt. Den Gewinn dieser Haltung zeigt Brod eher in einer Novelle in „Tod den Toten“, die den Titel „Indifferentismus“ trägt, als im uneinheitlichen Roman selbst: es ist in der Novelle die Aufmerksamkeit auch den unscheinbaren Dingen des Alltags gegenüber, die diesen ihre Würde verleiht, eine Gelassenheit ist das Ergebnis, die an Kontemplation erinnert. Im Roman, jedenfalls in dessen erstem Teil, herrscht eher das Gegenteil: hemmungslose Genussucht, die, nie befriedigt, nach immer neuen Genüssen verlangt, also ein

schrackenloser Hedonismus, wie er ganz im Sinne der Werbe- Industrie heute wäre. Der Held des Romans, der im zweiten Teil sich zurückzieht und dermaßen verändert hat, dass man ihn für einen anderen halten könnte, geht schließlich zugrunde. Insofern ist mit diesem Roman Max Brod, wie er selbst auch sagte, die Überwindung des Indifferentismus gelungen.

Zum 60. Geburtstag Brods schrieb Hugo Bergmann, Kafkas Klassenkamerad und erster Rektor der Hebräischen Universität Jerusalem, einen Aufsatz, in dem er als Ursache des Indifferentismus nicht die Philosophie Schopenhauers sieht, sondern die „völlige Ausweglosigkeit des westlichen postassimilierten Judentums.“ „Dieses Nichts“, schreibt Bergmann, „vor dem die deutschsprechende Judenheit als Kollektiv stand, konnte keine bessere Philosophie als Ausdruck ihres Daseins finden ...“ Dies wurde 1944 geschrieben von einem Zionisten, der den Zionismus für das Gegenteil des Indifferentismus hielt.

Warum aber, muss man fragen, war dieser Indifferentismus so erfolgreich bei den jungen Berliner Literaten, die nicht alle assimilierte Juden waren? Und warum waren Schopenhauers Philosophie und die Nietzsches so erfolgreich bei Juden wie Christen vor und nach der Jahrhundertwende? Auch weil die Christen keine Christen mehr waren! Das Problem der jüdischen Assimilation wird gerne isoliert gesehen, aber die Auflösung der Bindung an Religion und Tradition war kein jüdisches Problem allein, sondern ein europäisches Problem; auch viele gebildete Christen waren keine Christen mehr im alten Sinne, hatten sich von ihrer Kirche und ihrem Glauben gelöst und suchten etwas Neues, um aus der Leere herauszukommen. Freilich waren die Juden als Minderheit in einer schwierigeren Situation als die Christen: ein ungläubiger Deutscher war immer noch ein Deutscher, ein ungläubiger Tscheche eben ein Tscheche, aber was war ein Jude, der nicht mehr in die Synagoge ging? Optierte er für die Deutschen oder die Tschechen, war er dort nicht recht zu Hause; mit Antisemitismus musste er immer rechnen. Hier bot der Zionismus den Prager Juden einen dritten Weg: sie konnten Juden sein, auch wenn sie nicht mehr gläubig waren.

Im ersten Heft der „Herder- Blätter“, das im April 1911 in Prag erschien, vom damals zwanzigjährigen Willy Haas herausgegeben, steht sogleich nach dem ersten Aufsatz von Hugo Bergmann „Über Bücher und über das Lesen“ ein Beitrag von Willy Haas mit dem Titel „Rationalistische und transzendente Morallehre“. Darin zitiert Haas Otto Weininger, der in „Geschlecht und Charakter“ sagt: „der absolute Jude ist seelenlos“. Haas: „Dieser Gedanke entspringt zweifellos einer starken, echt jüdischen Selbstreflexion, die erregt durch eben jenes beunruhigende Gefühl, das die Wurzellosigkeit erzeugt, sich zu dem merkwürdig falschen Schluss bewegen ließ, ein Symptom dem inneren Judentum beizulegen, das nichts weiter als ein ganz allgemeines Dekadenzproblem ist.“ Wurzellosigkeit ist also nicht nur ein typisches Problem der assimilierten Juden, sondern ein Problem aller, die unter der Dekadenz leiden, also unter dem Verfall der Werte. Freilich kranke, das gesteht Haas zu, dieses „moderne Judentum“ „wirklich zum großen Teil an jener inneren Wurzellosigkeit“.

In seiner Autobiographie nennt Max Brod drei Dinge, die ihn zu seinem Judentum brachten: die „armselige ostjüdische Schauspieltruppe“, die 1911 im Prager „Cafe Savoy“ auftrat und auch Franz Kafka faszinierte, die drei Reden Martin Bubers über das Judentum, die er 1909 hielt und die 1911 als Buch erschienen, und schließlich ein Foto, das er an der Wand des Zimmers von Hugo Bergmann fand: das Bild eines schwermütigen Mannes „mit assyrischem Vollbart“. „Wer ist denn das?“, fragte Brod. „Theodor Herzl“, antwortete

Bergmann. „Und wer ist Theodor Herzl?“ „Der Begründer des Zionismus“. Immerhin: das Wort hatte Max Brod schon einmal gehört.

So wurde Max Brod ein „jüdischer Jude“. Es gab in Prag Juden, die sich für Deutsche hielten, schreibt er, und es gab Juden, die sich für Tschechen hielten, und schließlich die dritte Gruppe, die sich „ohne Ziererei zu ihrem Judentum bekannten“. Diese waren am Anfang so wenige, dass der ganze Prager Zionismus, wäre die Decke über einem bestimmten Tisch des „Cafe Continental“ heruntergefallen, mit einem Schlag untergegangen wäre. So jedenfalls Brod. Warum dann der Zionismus ausgerechnet in Prag eines seiner Zentren herausbildete, begründet Brod mit der Zweisprachigkeit der Stadt. In einer Stadt, „in der zwei Volkstümer in offenem Wettbewerb miteinander lagen“, hätte sich „die Fragwürdigkeit der Assimilation jüdischer Eigenart an die Umgebung“ leichter aufgedrängt als in einem einsprachigen Milieu. So wurde der Prager Studentenverein Bar Kochba zur „Kristallisationsmitte“, wie Brod es nennt; Hugo Bergmann, die Vettern Felix und Robert Weltsch, Hans Kohn, Siegmund Kaznelson und eben Max Brod wurden wichtige Vertreter des Zionismus. Franz Kafka war eng befreundet mit zweien von ihnen: mit Brod und Felix Weltsch.

Die merkwürdige Distanz, mit der diese jungen Akademiker in ihrer tschechischen Umgebung lebten, beschreibt Max Brod, ohne es zu wollen, sozusagen unabsichtlich, indem er sein eigenes Milieu schildert, in zwei Texten, die „Schloß Nornepygge“ folgten. Beide brachten ihm Ärger, machten ihn dadurch aber auch bekannt. Sie zählen zu seinen besten Texten, wie ich finde: es ist die Erzählung „Ein tschechisches Dienstmädchen“ von 1908 und der Roman „Jüdinnen“ von 1911, den ich für ein Meisterwerk halte.

„Ein tschechisches Dienstmädchen“ erzählt die kurze Affäre eines jungen Mannes mit einem Dienstmädchen, ein geläufiges Thema in Literatur und Leben der damaligen Zeit. In Arthur Schnitzlers und Stefan Zweigs Erinnerungen kann man das nachlesen: die Söhne aus gutem Hause hatten in der Regel eine Liaison mit einem süßen Maderl aus der Unterschicht. Das war in Prag nicht anders als in Wien. Nur in Prag hieß Peperl eben Pepicka und war eine Tschechin. Pavel Eisner schrieb einen Aufsatz über die wichtige Funktion der „Milenky“, der tschechischen Geliebten der deutschen Bürgersöhne Prags.

So war die Situation der Stadt: die Deutschen waren eine kleine Minderheit, die eher zur Mittelschicht und Oberschicht zählte, die Tschechen waren die Mehrheit, die nicht nur, aber vor allem die Unterschicht stellte. Jedenfalls begegneten die Tschechen den Deutschen zunächst als Unterschicht, als Kindermädchen, Dienstboten, Arbeiter, Verkäuferinnen, Marktfrauen. Die tschechische Elite war von der deutschen ziemlich deutlich getrennt. Während im Jahre 1848 noch 60 Prozent der Bevölkerung Prags sich zur deutschen Nationalität zählten, waren es in der letzten Volkszählung der Monarchie im Jahre 1910 nur noch 6 Prozent. Prag war zu einer tschechischen Stadt geworden mit einer kleinen deutschen Minderheit, innerhalb deren die Juden dominierten.

Brod lässt allerdings seinen Helden und Ich- Erzähler William Schurhaft, „Sohn reicher Bürgersleute“, aus Wien nach Prag kommen. Dadurch hat er eine größere Distanz zu Prag: „Aber Prag gefällt mir gar nicht.“ Die Stadt ist ihm fremd und gleichgültig. Freilich ist dann schwer zu verstehen, warum dieser Schurhaft kurz darauf der Pepi Vlkova, also dem tschechischen Dienstmädchen, anbietet, mit ihm tschechisch zu reden. Woher kann er das, wenn er kein Prager ist und die meisten Deutschen in Prag auch kaum tschechisch sprechen? Hier ist Brod ein unnötiger Fehler unterlaufen.

Pepi war einige Zeit in Bayern tätig und hat dort ihr Deutsch gelernt, es ist ein dem Bayerischen angenähertes Idiom. Damit gelingt es Brod, die soziale Distanz zwischen den beiden als sprachliche Distanz zu markieren. Schurhaft war bis dahin ein Indifferent, alles war ihm eh zu fad, nun erwachen seine Lebensgeister beim Anblick dieses einfachen Mädchens, um das er wirbt. Auch die Stadt wird interessanter. Brod zeichnet genau die Gefühle des jungen Mannes, der vergeblich auf Pepi wartet, der sich nach ihr sehnt, der schließlich doch eine Begegnung im Hotel am Sonntagnachmittag erreicht. Im Gegensatz zu „Schloß Nornepygge“, wo Brod vor allem im ersten Teil großzügig, um nicht zu sagen großspurig erzählt, mit wenigen Handbewegungen Handlungszüge skizziert, Passagen rafft, lässt er sich hier und hinfert auf einzelne Situationen ein; er beschreibt sie mit schöner Könnerschaft, die in den folgenden Texten noch wächst: er erreicht eine Fähigkeit der genauen Beobachtung und Schilderung, vor allem von Frauen; hierin ist er, finde ich, ein Meister. Das Alltägliche, das Unscheinbare kann er bewundernswert darstellen. So schon hier.

Endete die Geschichte mit der Nachricht, die Schurhaft bald nach jenem Sonntag in der Zeitung liest, wäre die Erzählung rund und eindrucksvoll: Pepicka hat sich ertränkt, ihre Leiche wird aus der Moldau gezogen; ihr Mann, vor dem sie sich fürchtete, hat sie in den Tod getrieben. Leider fügt Brod eine allgemeine Betrachtung über die Tschechen ein. Sie ist gut gemeint und schief wie alle nationalen Klischees. Das arme Dienstmädchen wird ihm zur Verkörperung des tschechischen Volkes, eine ungute Verallgemeinerung, die man ihm mit Recht übel nahm:

„Ich verstehe es nun, ich verstehe seine ängstliche kindische Seele in meiner Geliebten, ich sehe, wie es bedrängt von einer agrarischen Krisis in die Städte flüchtet und ringsum die deutschen Lande stürmt. Man muss kämpfen, der Kinder sind zu viele und das Land ist verteilt. Aber ich denke mir in meiner gütigen Stimmung, der Kampf könnte etwas lächelnder geführt werden, nicht so verbittert und von allen Seiten erhitzt...Und ich sehe die heißen Städte Böhmens vor mir, die Bauernschaft kommt durch die Tore, ein gehetztes, melancholisches Volk von Arbeitern, Dienstboten, Huren. Sie bringen ihre ländlichen Lieder mit ...“

Brod hat Verständnis für sie, malt sie aber als eine exotische Gruppe. In der Sympathie wird die Distanz deutlich. Die einseitige Sicht versucht er später mit einem Satz zu erweitern: „Ich verstehe die Tschechen, diese Nation von vielen Talenten und Schönheiten.“ Nun, Brod hat später, während und vor allem nach dem Ersten Weltkrieg die Talente nicht nur gesehen, sondern auch gefördert, mit tschechischen Künstlern war er befreundet, Janacek verehrte er, aber hier in seinen frühen Jahren ist er noch ganz in der Sicht des deutschen Bürgersöhnchen verfangen. Er liebt die tschechische Sprache, weil sie so sexuell ist, das schreibt er tatsächlich, also weil sie männliches und weibliches genus (das ist nicht sexus) nicht nur im Adjektiv, sondern auch im Substantiv, ja im Verbum markiert: sel jsem sagt ein Mann, sla jsem eine Frau. Das gefällt ihm.

Natürlich war die tschechische Kritik empört, die Schriftstellerin Bozena Jesenska, eine Tante von Milena Jesenska, empfand die Aggressivität der männlichen deutschen Prosa. Aber auch ein jüdischer Kritiker, Leo Hermann, schrieb in der „Selbstwehr“, eine Versöhnung der Nationen könne wohl nicht im Bett vollzogen werden. Brod hat die Erzählung später wieder veröffentlicht, 1919 erschien sie im Kurt Wolff- Verlag im Rahmen der Ausgabe seiner „Ausgewählten Romane und Novellen“ in einem

Sammelband, der die frühen Novellen von 1906 enthielt, die Erzählung „Die Insel Carina“ und am Schluss „Ein tschechisches Dienstmädchen“ ohne eine Erläuterung.

Diese fehlt nicht in den „Jüdinnen“, dem Roman von 1911. 1916 erschien er wieder bei Kurt Wolff, dann 1918 und dieser Ausgabe fügte Brod eine „Nachschrift 1918“ an, die auch in meiner Ausgabe von 1922 enthalten ist. Schon 1912 hatte sich Brod in einem kleinen Artikel, der in der Berliner Zeitschrift „Orplid“ (1. Jg., September 1912; den Hinweis verdanke ich Manfred Voigts) erschien, verteidigt – gegen die Berliner Kritik. Diese Berliner Kritik ist wichtiger für ihn als die tschechische Kritik, die im deutschen Sprachraum niemand wahr nimmt.

Brods Verteidigung ist in der Nachschrift von 1918 eine andere als im Artikel von 1912. In der Nachschrift verweist er auf seine philosophische Entwicklung, die ihm wichtiger sei als die literarische. Wäre er bei „Schloß Nornepygge“, das die Berliner Kritik so lobte, stehen geblieben, hätte das für ihn einen Rückschritt bedeutet. Denn das war es, was die Berliner ihm vorwarfen: den ins Extrem gesteigerte Lebensstil des Romans „Schloß Nornepygge“ vermissen sie in „Jüdinnen“; sie warfen ihm vor, den Roman um des Erfolges willen geschrieben zu haben. In der Tat war er sehr erfolgreich, er hatte vier Auflagen in fünf Wochen. Brod dagegen sieht deutlich den Zugewinn, den „Jüdinnen“ bringt in seinem Artikel von 1912: „Nun, aufrichtig gesagt, ich halte „Jüdinnen“ für mein bestes Prosabuch, weil die gereifere Erfahrung darin nichts mehr von phantastischen Konstruktionen erborgen musste, und weil es mir gelungen zu sein scheint, aus alltäglichen Vorgängen Steigerungen bis in die heroische Sphäre empor zu erzielen. ...“

Ich schließe mich hier Max Brods Selbsteinschätzung an: ich halte seine „Jüdinnen“ für sein bestes Prosabuch, jedenfalls unter denen, die ich kenne; ich kenne noch nicht alle. Immer dann, wenn er zu phantastischen Konstruktionen neigte wie in „Schloß Nornepygge“ und in seinen späteren historischen Romanen, auch in dem von ihm so geschätzten Tycho Brahe“, war er schwach. Wenn er sich auf seinen Erfahrungsraum beschränkte, war er stark: ein psychologischer Realist erster Klasse.

Merkwürdigerweise wurde in fast all diesen Fällen die „gereifere Erfahrung“, wie er schreibt, aus der Sicht eines unreifen oder heranreifenden jungen Mannes gewonnen, so in „Jüdinnen“, so in „Arnold Beer“ und in „Stefan Rott“. Es ist entweder ein Gymnasiast wie Hugo in „Jüdinnen“ oder eben Stefan Rott oder es ist ein junger Mann, der gerade der Universität entlaufen ist wie Arnold Beer, oder der seine Ausbildung gerade abgeschlossen hat wie der erwähnte William Schurhaft in „Ein tschechisches Dienstmädchen“. Erzählt Brod auch späterhin nicht mehr aus der Ich- Perspektive seines Helden wie in „Ein tschechisches Dienstmädchen“, so ist doch die Er- Perspektive ganz auf den jungen Mann konzentriert. Der Held ist, könnte man sagen, weniger Gegenstand der Erzählung als vielmehr Subjekt der Erzählung: seine wache Sensibilität, seine differenzierende Beobachtungsgabe für seine Umgebung, vor allem für die Frauen, erschließt eine Welt, auch im Unscheinbaren, das doch unser Leben weitgehend ausmacht.

So ist das wichtigste Problem in „Jüdinnen“ das der jüdischen Mutter: wie verheirate ich meine Tochter an einen netten wohlhabenden Mann. Glückliche Welt, in der dies die entscheidenden Fragen waren. (Ist es nicht wirklich eine lebenswichtige Entscheidung: wen heirate ich?) Und glücklich die Romane, die davon handelten. Peter Demetz weist auf eine feine Tradition, in der hier Max Brod steht: in der des „Bade- Romans“, den Jane Austen und Walter Scott etablierten. Und so erinnert denn „Jüdinnen“, vor allem in den

Ausflügen der Kurgäste, an einen deutschen Schriftsteller, der ebenfalls von den Angelsachsen beeinflusst war: Theodor Fontane. Keine schlechte Nachbarschaft für einen jungen Autor, den man immer nur neben oder hinter Kafka sieht.

Der Kurort ist Teplitz in Nord- Böhmen, die Kurgäste sind Juden aus Böhmen, die dort zur Kur bzw. zur Sommerfrische sind. Nur Juden; ich finde keine Nicht- Juden unter dem zahlreichen Personal. Es ist eine Welt für sich und eine sehr vielfältige, die Brod mit leichter Hand zeichnet, eben in Begegnungen auf der Promenade, in Ausflügen, beim Tennis und beim Kegeln und schließlich bei einer Volksversammlung im Volkshaus. Da alle Figuren Juden sind, müssen die Antisemiten, die Antizionisten, die Tschechenhasser und die Deutschnationalen auch von Juden dargestellt werden. Einer von ihnen verkörpert fast all diese Haltungen in einer Person: Alfred, eine Art Otto Weininger redivivus, der die Tschechen verabscheut und die Frauen auch und den „Ariern“ zuneigt. Er wird nicht ernst genommen, eine eher komische Figur. Dass in ihr etwas von dem verkörpert ist, was später diese schöne jüdische Vorkriegswelt zerstören wird, das konnte Brod damals nicht ahnen. Durch ihn und die von ihm inszenierte Schlägerei bei einer Versammlung im Volkshaus kommt die hässliche politische Außenwelt in die Handlung des Romans hinein, ein halbes Kapitel lang; der Roman hat 15 Kapitel.

Hugo, der Held des Romans, ist ein siebzehnjähriger Real- Gymnasiast aus Prag, der die Sommerferien in Teplitz bei seiner Mutter verbringt, die nach dem Tod ihres Mannes in ihrem Haus eine Pension eingerichtet hat. Olga, ein Mädchen aus Kolin, wo die Familie früher wohnte, hilft ihr dabei. Sie ist die frische, gesunde Frau vom Lande, die keinen „Jargon“, also Jiddisch, spricht, wie Irene vermutet. Irene wiederum ist die kapriziöse Frau aus der Stadt, Tochter einer wohlhabenden Prager Familie. Sie ist die weibliche Hauptfigur, sie steht im Mittelpunkt des Interesse von Hugo und damit des Lesers. Brod ist es gelungen, eine 24 Jahre junge Frau höchst differenziert darzustellen, ihre liebenswerte, mitunter auch schreckliche Art umkreist er, meist durch Zwiegespräche mit Hugo, der von ihr fasziniert und wieder abgestoßen ist wie der Leser auch:

„Hugo schloss: ihre Urteile sind fest und nicht schadet es in ihrem Kopf ihrer Festigkeit, dass sie einander manchmal widersprechen. Von nun an bildete dieser Rest von weiblichem Eigensinn, den er an ihr studierte, einen ihrer Hauptanziehungspunkte. Er sagte es ihr. Sie war ganz einverstanden: Ja, wohin käme man, wenn an den Frauen nicht immer die Frau die Hauptsache bliebe.“

Brod sind hier in der Beschreibung der Frauen, neben Olga und Irene wäre noch Hugos Mutter zu nennen, psychologische Meisterwerke gelungen. Diese Beschreibung wird ihm zum Selbstzweck, könnte man sagen. Die Handlung ist dem gegenüber fast belanglos. „Richard und Samuel“, der Reiseroman, den er mit Kafka begann und leider nicht über das erste Kapitel hinausführte, sollte ein Roman ohne Handlung werden. „Jüdinnen“ ist ein solcher Roman fast geworden, ein wenig Handlung muss sein. Jedenfalls Brod gelingt, was Kafka nicht gelingt: Kafkas Figuren sind nichts als Funktionen in der Handlung des Romans, Brods Figuren sind um ihrer selbst willen wichtig, die Handlung verschwindet hinter ihnen. Brod liebt die Menschen, die Frauen zumal. Das Liebesbekenntnis, das Hugo dem Frauenhasser Alfred entgegenhält, mag Brods eigenes sein. Es führt aber nicht dazu, dass er die Frauen verherrlicht; er sieht jede Einzelne als Individualität mit ihren Vorzügen und Nachteilen. Er „versteh“ sie. Und das mag auch erklären, warum der kleine, gedrungene Max Brod ein Frauenheld war, während der schöne große Franz Kafka immer mit ihnen Schwierigkeiten hatte. (Es muss im übrigen ein Bild wie in frühen Stummfilmen

gewesen sein, wenn die beiden, Max und Franz, jeden Nachmittag nach der Arbeit die Celetna entlanggingen, der eine 180 groß, der andere kaum 165, wie Pat und Patachon.)

Max Brod zeigt in „Jüdinnen“ auch das Unglück der jungen Frauen, die sie hinter ihrem geistreichen, mal bissigen, mal lieblichen Gehabe verbargen. Irene: „Hugo, Sie wissen nichts von der Tragik eines Familienmädchens von heute. Wie sie im Schoß der Familie aufwächst, gleichsam behütet und umstellt von ihren Angehörigen – und doch ist sie schon während ihres Aufwachsens dem härtesten Daseinskampf ausgeliefert. Das eben ist der Schwindel. Diese scheinbare Geborgenheit und dieser wirkliche Kampf. Wer wird für sie sorgen, wenn sie keinen Mann bekommt? Und dabei muss doch immer der Schein der Sicherheit, des trauten Familienlebens ohne Angst ... gewahrt werden. Und eben dadurch – und das ist das Schreckliche – ist das Mädchen nur passiv diesem Kampf ausgesetzt, aktiv aber darf sie nicht eingreifen.“ (176)

So hat auch Irene ein Geheimnis: ein Dr. Winternitz war mit ihr verlobt und löste die Verlobung wieder. Doch der Roman hat ein Happy End dank der klugen jüdischen Mama. Dr. Taubelis, Prager Augenarzt, von Irene nur „der Schnurrbart“ genannt, kommt immer wieder zu Poppers zu Besuch, um Irenes Bruder, den Frauenhasser Alfred zu behandeln. Dem fehlt freilich nichts, die Mama hat es nur so eingefädelt. Alfred wird oft unerwartet abberufen und Taubelis trifft auf Irene. Schließlich macht er ihr einen Heiratsantrag und sie ist glücklich. Sie beziehen eine Wohnung auf der Kleinseite und er eröffnet eine Praxis. Das Leben geht seinen Gang.

Über diesem heiteren Schluss liegt eine Düsternis, die der Erzähler nicht vorgesehen hat. Es ist schwer vorstellbar, dass alle diese Menschen, Menschen wie du und ich, ihr bescheidenes normales Leben nach 30 Jahren mit dem Abtransport nach Theresienstadt und Auschwitz enden mussten. Es ist undenkbar. Es führt kein Weg, so scheint es, von dieser, wie auch immer kultivierten jüdischen Vorkriegswelt Böhmens von 1911 in den Untergang.

Erst sehr viel später, im Jahre 1930, versuchte Brod den ersten Stoß, den diese Welt 1914 erhielt, darzustellen: in „Stefan Rott oder das Jahr der Entscheidung“, erschienen 1931. Das Jahr der Entscheidung ist das Jahr 1913 auf 14, also das Jahr vor dem Ersten Weltkrieg; Brod gibt hier ein Bild der Habsburger Gesellschaft im letzten Vorkriegsjahr – am Beispiel eines kleinen, diesmal nicht nur jüdischen, deutschen Kreises von Menschen in Prag. Brods Versuch erfolgte parallel zu dem Robert Musils, der in seinem „Der Mann ohne Eigenschaften“ ebenfalls dieses letzten Friedensjahr am Beispiel eines Kreises der Wiener Gesellschaft zu schildern versuchte, und etwa zur selben Zeit. Der Erste Weltkrieg war in Europa die „Mutter- Katastrophe“ des 20. Jahrhunderts. Daran lässt auch Brod keinen Zweifel. Sein letzter Satz: „Nun also ging der Krieg weiter und, aller guten Bindungen ledig, setzte die Erdkugel an zu ihrem großen Sturz ins Nichts.“

Brod lässt auch keinen Zweifel daran, wo die Urheber der Katastrophe sitzen: in der Führung in Wien. Das Verhängnis kommt für die Menschen in Prag von Außen, wenn auch Brod deutlich macht, dass in den Beziehungen dieser Menschen eine Verkommenheit um sich greift, die ein verhängnisvolles Zeichen gibt. Die Geschichte ist wiederum recht einfach. Stefan Rott ist ein Prager Gymnasiast aus wohlhabender Familie, der Roman beginnt fashionabel auf dem Tennisplatz, der Erzähler bekommt aber dann Boden unter die Füße: die Situation in der Klasse, die Probleme des Heranwachsenden, seine philosophischen Überlegungen, sein Kontakt zu dem merkwürdigen katholischen

Religionslehrer Werder, mit dem er sich schließlich befreundet und diskutiert. Hier hat Brod die philosophischen Erörterungen im Gespräch zwischen den zwei Figuren gut untergebracht, aber ähnlich wie Musil kann sich auch Brod nicht gänzlich zurückhalten: er philosophiert als Erzähler jedoch nicht, er politisiert, könnte man sagen. Es gibt zwei Passagen, in denen dies geschieht, eine in Kapitel 11 und eine im letzten Kapitel 16.

Kapitel 11 handelt von den tschechischen Anarchisten, jedoch wird schon zuvor im Bild der Klasse einer Prager deutschen Schule die nicht spannungsfreie Atmosphäre geschildert. Da gibt es die sozialen Unterschiede, wer zu Hause keinen Diener hat, sondern nur ein Dienstmädchen, ist schon deklassiert. Anton Rott hat sich mit drei Schülern zu einer Gruppe zusammengetan, mit einem Verniola, Italiener aus Triest, einem dicken und witzigen Deutschen Stefan Auer und einem Juden Fritz Lion, der als werdender Künstler Grafiken in kleinem Format herstellt: „- in jüdischem Format nennt er es, nicht ohne Selbstironie und in schmerzlicher Hervorhebung seiner Abstammung, die ihn selbst noch inmitten dieser Gruppe der Isolierten isoliert – es gibt wohl noch einige Juden in der Klasse, aber mit denen spricht er nicht.“ Die Figuren des Romans sind also durchweg Prager deutsche Christen, keine Juden, behauptet der Erzähler, aber auch sie stellen eine Welt für sich da, in der die Tschechen kaum eine Rolle spielen.

In der Klasse gibt es nur einen Tschechen Dlouhy, der zudem ein Arbeiterkind ist, also doppelt gekennzeichnet als einziger Tscheche unter Deutschen und als einziger Armer unter Reichen bzw. Wohlhabenden. Die Sympathie des Erzählers gilt ihm, der zu Fuß aus einem Vorort Prags zur Schule ins Zentrum gehen muss, weil er kein Geld für die Tram hat, und der nach der Schule spät nach Hause kommt, weil er sich durch Nachhilfe Geld verdienen muss. Er geht so spät zu Bett, dass sein Hut morgens, wenn er aufsteht, noch am Haken wackelt, wie er sagt. Er ist also ein Außenseiter in der Klasse und wird von vielen gehänselt, aber nicht wegen seiner Nationalität, sondern wegen seiner Armut; er stinke, heißt es.

Später in Kapitel 11 taucht Dlouhy wieder auf und ganz am Schluss des Romans noch einmal. Im Kapitel 11 geht Brod auf eine reale Situation ein, die er – ungewöhnlich genug – mit seiner fiktionalen verbindet. Anton Rott folgt seinem Freund Stefan Liesegang zu den tschechischen Anarchisten, zu denen auch Dlouhy gehört. Und bei diesen im „Klub Mladych“, also im Klub der Jungen, der sich in verschiedenen Kneipen versammelt, nicht zuletzt „U Sokola“ in Karolinenthal, trifft Anton auf zwei bekannte Schriftsteller, die es tatsächlich gab, nämlich auf Franz Kafka und Jaroslav Hasek, außerdem auf Michal Mares. Dies ist ein nicht nur lustiges Impromptu, das zu bestätigen scheint, dass Michal Mares Recht hat, wenn er berichtet, Kafka habe mitunter an den Versammlungen der tschechischen Anarchisten teilgenommen. Mag auch Brod dies damals schon von Mares gehört haben, so würde er es doch nicht weitergetragen haben, wenn er es nicht für möglich gehalten hätte, kannte er doch Kafka in jener Zeit; möglicherweise hat er es auch von diesem selbst gehört.

Wie auch immer, im Roman heißt es: „... in einer andern Gruppe von Tschechen am Tisch in der großen Wirtsstube saß noch ein anderer deutscher Gast, sehr schlank, sehr jugendlich aussehend, obwohl er schon über dreißig Jahre alt sein sollte. Er sprach den ganzen Abend kein Wort, schaute nur aufmerksam aus großen grauen leuchtenden Augen, die zu dem braunen Gesicht unter dem dichten kohlschwarzen Haar seltsam kontrastierten. Es war der Dichter Franz Kafka. So ruhig pflegte er diesem Zirkel öfters zu assistieren. Kacha hatte ihn gern und nannte ihn einen „Klidas“, also einen „Schweigerich“.“ (351)

In diesem Kreis der Jungen – und Brod lässt durchblicken, dass die Tschechen ein junges Volk seien, dem die Zukunft gehört – werden schöne Lieder gesungen wie: „Nieder mit der Schmach- Regierung! Hoch die Sozialdemokratie! Und die Prager Polizei, Bomben, Bomben werft auf sie!“ usw. Es werden auch Umsturzpläne geschmiedet, aber es geschieht nichts, wiewohl Konfidenten der Polizei unter den Jungen sitzen. Doch als Ende Juli 1914 der Krieg ausbricht, werden alle auf einen Schlag verhaftet. Dlouhy kann entweichen. Er schneidet die Telegrafendrähte zwischen Prag und Wien durch, wird verhaftet und standrechtlich erschossen. Die liberale Regierung der k.u.k. Monarchie wird mit Ausbruch des Krieges zu einer brutalen. Das steht im letzten Kapitel.

Diese politischen Passagen, die nur notdürftig mit der fiktionalen Handlung verknüpft sind, - im letzten Kapitel lässt Brod auch den guten Stefan Rott zu T.G. Masaryk gehen, so wie er selbst es nach Kriegsausbruch tat - sind in die Roman- Handlung eingesprengt, könnte man sagen. Zur Handlung: die zentrale Gestalt neben Stefan ist natürlich eine Frau, sie trägt den schönen Namen Phyllis, ist die Mutter von Stefans Freund Anton, eine attraktive und geheimnisvolle Dame, die Stefan verehrt und die er sogar erreicht, weil sie ihm weit entgegenkommt. Hier schildert Brod wieder meisterhaft das Auf und Ab einer ungewöhnlichen Liebesbeziehung, hinter der noch eine andere hervortritt: Phyllis betrügt ihren Mann nicht nur mit Stefan, sondern auch mit dem bekannten Advokaten Dr. Urban, einem reichen, auch einflussreichen, leicht buckligen Mann, der sich Phyllis kauft, denn er zahlt ihrem bankrotten Mann das nötige Geld, mit dem dieser sein Geschäft über Wasser hält. Natürlich kommt Stefan erst nach und nach – und mit ihm der Leser – auf diese Zusammenhänge.

Eine Szene erinnert sogar an Kafkas Schilderung von Bürokratie: der Besuch Stefans im Büro des Advokaten. Lange Gänge, verschwiegene Diener, nutzloses Warten, flüchtige Ausreden. Diese schreckliche Ungewissheit hält jedoch Max Brod nicht lange aus: schließlich tritt doch Dr. Urban auf, schließlich zeigt der mächtige Mann sogar Schwächen. Brod ist zu menschlich gesinnt; auch der harte Dr. Urban wird später vom Erzähler als Mensch in seiner Menschlichkeit gezeigt. Und wir können nicht umhin, ihn irgendwie sympathisch zu finden, während uns Frau Phyllis als berechnende herzlose Dame immer mehr suspekt wird. Am Schluss schießt sie, es ist Juli 1914, auf ihren Ehemann. Die private und die politische Handlung sind am selben Punkt angelangt: es wird nicht mehr geredet, es wird geschossen. Das Ende des alten Europa kündigt sich an.

Deshalb noch einen Blick zurück in die Welt des Prager deutschen Judentums vor dem Ersten Weltkrieg, die hier bei Max Brod, nicht bei Kafka, wie dessen Interpreten gerne behaupten, zu sehen ist: in seinen frühen Romanen hat er sie festgehalten und aufbewahrt. Der Roman „Arnold Beer“, 1912 erschienen, heißt ja im Untertitel ausdrücklich: „Das Schicksal eines Juden“. Peter Demetz hat den Roman im Zusammenhang von „Die Flugschau von Brescia 1909“ erörtert (Wien, 2002).

Der Roman hat drei Teile, im ersten Teil ist der junge Beer noch von dieser unfertigen Art des Indifferenten, er weiß nicht recht, wohin es mit ihm hinausgeht, im zweiten Teil muss er auf Druck des Vaters arbeiten. Hier will er tatsächlich eine Flugschau bei Prag nach dem Vorbild der Schau von Brescia einrichten. Er sammelt Geld, baut Bretterbuden. Eine Spannung erreicht der Erzähler aber erst wieder durch eine Frauenfigur: Lina, ein böhmendeutsches Mädchen, das ihm als Sekretärin zur Seite steht, keine Schönheit; sie drängt sich ihm auf, er weist sie zurück, kann aber auf ihre Hilfe nicht verzichten. Sie

fasziniert ihn und schließlich kommt, was kommen muss. Daraufhin heißt es: „Seine Empfindung sofort nachher war ohne jeden Übergang: eine maßlose Wut gegen sich selbst. Also doch war es geschehen, trotz allen Inachtnehmens, also doch...“ Also doch. Eine schöne Variante: die Frau verführt den Mann.

Der dritte Teil ist der umfangreichste und der beste des Romans: Arnold Beer fährt zu seiner Großmutter aufs Land. Die alte Dame ist eines dieser, nicht nur jüdischen liebenswerten Ungeheuer, die ihre Umgebung auf Trapp halten, alles beanstanden, krank zu sein behaupten, aber putzmunter sind, vor allem in ihrer Bosheit über alles und jeden. Die Charakterstudie dieser alten Frau – auch alte Frauen kann Brod schildern – ist so rundum gelungen, das es eine Freude des Lesers ist. Die alte Frau ist wiederum differenziert gezeichnet: mal ist sie uns sympathisch, mal gar nicht. In ihrer Rede – und sie redet viel, ihr Enkel Arnold Beer kommt kaum zu Wort – ist, wie Peter Demetz schreibt, wohl ein letztes Mal dieses böhmische Deutsch mit starken Einsprengseln des Jargons, also des Jiddischen erhalten. Hier kann man es noch einmal nachlesen. Die Begegnung mit seiner Großmutter bringt Arnold Beer zu seinem Judentum zurück: als energischer junger Mann verlässt er sie und macht sich tatendurstig auf, nicht nach Prag, sondern nach Dresden und Berlin.

In seinem Nachwort zu „Arnold Beer“ verteidigt sich Brod wieder gegen die Kritiker an den „Jüdinnen“, diesmal gegen diejenigen, die ihm vorhielten, seine Figuren seien durchweg negativ. Dass er sie als lebendige Gestalten, deren Schwächen er neben ihren Stärken zeigte, schildern wollte, muss er also erst rechtfertigen. Und dass es nicht den Typus des Juden oder der Jüdin gibt, sondern unter Juden ebenso eine Vielfalt wie unter anderen Menschen auch: „Vielmehr scheint mir die Mannigfaltigkeit und das Umfassen vieler Gegensätze dem Judentum wesentlich zu sein.“ Freilich hofft er dann, durch die Darstellung möglichst vieler jüdischer Gestalten schließlich „aufsteigend zu einem höheren Typus des Gesamtjudentums“, wie er schreibt, zu kommen. Das hat er Gott sei Dank nicht verwirklicht.

Denn immer, wenn er einen scharfen Typus bildete, der mehr als einen Menschen darstellte sollte, also eine Idee, eine Zeit verkörpern sollte, fiel er in Klischees der Unterhaltungsliteratur. Dies geschieht in seinem, nicht nur von ihm gerühmten „Tycho Brahes Weg zu Gott“ von 1915 und in seinem „Reubeni, Fürst der Juden“ von 1925; das sind zwei erfolgreiche historische Romane, die leider nicht besser sind als die von Lion Feuchtwanger. Tycho Brahe, der bekannte Astronom, wird als eine launische, bedeutungsschwere Person mehr behauptet als dargestellt, seine Ausbrüche sind wenig motiviert. Wenig glaubwürdig auch der junge Astronom Johannes Kepler, der hier ein so überaus vollkommener Mensch ist. Dass Brod diese beiden Figuren auch noch zu Trägern seiner Gottesauffassung macht, lässt sie nicht lebendiger erscheinen.

Da beeindruckt der erste Teil von „Reubeni“ mehr: es ist der Versuch einer Schilderung des Prager Ghettos in der frühen Neuzeit; hier verfügt Brod über farbiges Material, Kenntnis der Lokalitäten und der jüdischen Bräuche, auch der Kabbala. Diese Kenntnis fehlt ihm im zweiten Teil, in dem Reubeni durch Italien reist, von Venedig nach Rom, nach Spanien und Portugal, um Unterstützung zu finden für sein Reich, das es im Heiligen Land geben soll. Hier bleibt die Erzählung blass, eine phantastische Konstruktion, wie Brod einst über „Schloß Nornepygge“ sagte. Natürlich ist darin der zionistische Wunsch auf Rückkehr nach Erez Israel zu sehen; der Zionismus Herzls wird in die Renaissance zurückdatiert. Es ist jedoch nicht nur ein Blick zurück, sondern auch – hellsichtig – ein

Blick voraus: der jüdische Staat braucht die Unterstützung mächtiger christlicher Reiche gegen seine feindliche Umwelt, das weiß Reubeni, weshalb er diese Unterstützung beim Papst und beim König von Portugal sucht – so wie heute Israel die Unterstützung der Vereinigten Staaten von Amerika braucht. Doch die heikle Machtpolitik, der Brod hier das Wort redet, der doch sonst aus Liebe spricht, macht sein Buch nicht nur literarisch fragwürdig. Freilich weiß er – das schreibt er später in „Streitbares Leben“ – , dass die Verwirklichung einer Idee der Organisation bedarf und dass die „sehr irdisch verankerte Organisation“ die Idee herabzieht und entstellt und „das Gute“ verunreinigt. (52)

Besser als Politiker und besser als Erzähler ist Brod allemal, wenn er seine Menschenliebe zum Ausdruck bringt und sei es auch seine „Distanzliebe“. Diesen Begriff hat er spät geprägt, aber dann auf seine frühe Haltung zu Deutschen und Tschechen übertragen. Sein Weg zum Judentum brachte für ihn, der sich bis dahin mit Recht für einen bedeutenden deutschen Schriftsteller hielt, eine schmerzhaft Trennung vom deutschen Volk, mit dem er sich „in eins zu verschmelzen“ gehofft hatte. Der deutschen Kultur, in der er erzogen worden war, blieb er natürlich treu, so schildert er es in seiner Autobiographie: „Schmerzlicher Abschied, der mich durchtobte.“ (52) „Es konnte Freundschaft mit dem deutschen Volk geben, Dankbarkeit für die vom deutschen Geist geschaffenen geistigen Werte, etwas, was ich (in viel späterer Zeit) als Distanzliebe bezeichnete.“ Er liebt das deutsche Volk, so schreibt er, aber er gehört nicht dazu, deshalb die Distanz; er gehört zum jüdischen Volk. Doch: „Die Ehrfurcht vor dem eigenen Volkstum muss auch die Ehrfurcht vor jedem fremden Volkstum hervorrufen; man müht sich (mit wechselndem Erfolg), es zu verstehen.“ (53)

So hat Brod mit wachsendem Erfolg sich auch bemüht, das tschechische Volk zu verstehen, auch dieses in „Distanzliebe“ achtend. Zwei Beispiele sind bekannt: seine Förderung des Schriftstellers Jaroslav Hasek, dessen „Schwejk“ er früh als überragenden Text erkannte, und seine Förderung und schließlich Freundschaft und Verehrung für den großen Komponisten Leos Janacek. Wie sehr Brod, der selbst komponierte und vorzüglich Klavier spielte, in den zwanziger und dreißiger Jahren mit tschechischen Literaten und Kritikern, mit Künstlern, nicht zuletzt mit Musikern und Komponisten, verbunden war, wird noch zu untersuchen sein.

Ich will mit zwei Zitaten enden. Das eine stammt von Leos Janacek und heißt: „Dr. Max Brod. Zur rechten Zeit kam er wie ein Bote des Himmels.“ Das zweite sind zwei Karten, die Brod von J. Hasek und E.A. Longen am 12.12.1921 erhielt: „Lieber Herr Brod! Ich danke Ihnen für Ihre liebliche Kritik und möchte Sie bitten, mir Ihre Exempläre zu senden unter meine Adresse J. Hasek, Lipnice u Svetle na Sazavou – J. Hasek.“ Und: „Lieber Herr Brod, wir feiern meine Ferien mit Hasek zusammen und dürfen dabei des besten Menschen: Herrn Brod! nicht vergessen. Wir sind vorbereitet dabei große Szenen aus dem Schwejk zu spielen: den Feldkurat wie er mit seinem Schwejk säuft. Wir grüßen Sie und Frau Gemahlin herzlichst und verbleiben Ihre Freunde Hasek und Longen.“

Mit diesem lieblichen Bilde, wie Hasek und Longen, Max Brods gedenkend, als Feldkurat Katz und braver Soldat Schwejk in Lipnice beim Bier sitzen, will ich meinen Beitrag über den wunderbaren Max Brod enden.